

Es herrschte grenzenlose Panik

Das sicherste Schiff sank in achtzehn Minuten: Zwei Bücher handeln vom Untergang der „Lusitania“ heute vor hundert Jahren.



Fortunino Matania zeichnete im Mai 1915 das Titelbild der Londoner Tageszeitung „The Sphere“

Foto www.bridgemanart.com

Die Geschichte des Untergangs der „Lusitania“ hat die Zeitgenossen in Bann geschlagen: Schon als das unter britischer Flagge fahrende Schiff vor genau hundert Jahren von einem deutschen U-Boot vor der Küste Südirlands versenkt wurde, beherrschte das Thema wochenlang die Medien. Nun sind zum runden Jahrestag zwei neue Bücher über die damaligen Ereignisse erschienen.

Bei Erik Larson steht noch einmal die Geschichte selbst im Vordergrund, und der ehemalige Reporter des „Wall Street Journal“ und der „Times“ erzählt sie fesselnd. Man wird hineingesogen in die politische Gemengelage des Weltkriegsjahres 1915 und auch in die Situation an Bord der „Lusitania“. Aus persönlichen Erinnerungen und Briefen, Telegrammen und historischen Dokumenten entsteht eine Geschichte, die immer wieder zwischen Handlung und Reflexion wechselt.

Das Resultat erinnert an mancher Stelle an die Hollywood-Verfilmung des Untergangs der „Titanic“. Zumal auch im Fall der „Lusitania“ eine gewisse Hybris des Kapitäns ins Spiel kam. Unterschätzt man auf der Kommandobrücke der „Titanic“ die Gefahr der Eisberge, weil man das Schiff unsinkbar meinte, nahm man auf der „Lusitania“ die Bedrohung durch deutsche U-Boote nicht ernst genug. Auf die Warnung der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft hin, dass Schiffe unter den Flaggen Großbritanniens oder seiner Verbündeten in den Gewässern vor der irischen Südküste – von den Deutschen zur „Kampfzone“ erklärt – zerstört werden könnten, hatte die Cunard Line mit einer Antwortnote reagiert: „Die Wahrheit ist, die „Lusitania“ ist das sicherste Schiff auf dem Meer. Sie ist schneller als jedes U-Boot. Kein deutsches Kriegsschiff kann sie einholen oder ihr nahe kommen.“ Am 7. Mai 1915 kam es anders.

„Das Schiff sank“, so berichtet der U-Boot-Kommandant Walter Schwieger in seinen Erinnerungen, „mit unglaublicher Schnelligkeit. Auf seinen Decks herrschte eine grenzenlose Panik. Überfüllte Rettungsboote flogen, von unsichlichen Händen bedient, sinnlos von der Höhe des Bootdecks ins Wasser herab und zerschellten. Verzweifelte Menschen rannten hilflos die langen Decks auf und ab. Frauen und Männer sprangen ins Wasser und versuchten, die kielothen treibenden Boote durch Schwimmen zu erreichen.“ Die „Lusitania“ sank innerhalb von nur achtzehn Minuten.

Was nun medial und politisch folgte, wird noch einmal in Willi Jaspers kompakter „Kulturgeschichte“ der Katastrophe lebendig. Der Tod von fast 1200 Menschen, darunter 270 Frauen und Kleinkin-

der und nicht zuletzt 128 amerikanische Staatsbürger, verschärft nicht nur die innenpolitische Debatte in den Vereinigten Staaten über einen Kriegseintritt, sondern auch die mediale Auseinandersetzung zwischen den Kriegsparteien.

Jasper zitiert aus der „Westfälischen Tageszeitung“: „Endlich ist unseren U-Booten ein großer Fang gelungen. (...) Wir Deutschen freuen uns von ganzem Herzen über den gelungenen Schlag und sehen dem allgemeinen Wutgehül und Entrüstungsschrei kühl lächelnd entgegen. (...) Keine Sentimentalität; Kampf bis aufs Messer mit dem gemeinen Krämervolk...!“ Der Berliner Kulturwissenschaftler erinnert auch daran, dass sich selbst Thomas Mann dem deutschen Jubel über die Versenkung der „Lusitania“

anschluss. Dem stellt Jasper pointiert die Fassungslosigkeit gegenüber, mit der die Nachricht von der Versenkung der „Lusitania“ von der Presse in Großbritannien, den Vereinigten Staaten und in anderen neutralen oder bereits Krieg führenden Ländern aufgenommen wurde.

Dabei herrschte nicht nur eine politische Lager übergreifende Empörung über die menschliche Katastrophe, sondern vor allem auch Entsetzen über das Ende der zumindest auf See bisher meist praktizierten Unterscheidung zwischen Kombattanten und Zivilisten. Die vielleicht den Krieg entscheidende Folge: In den Vereinigten Staaten verschoben sich nun die politischen Gewichte mehr und mehr zugunsten der Befürworter eines Kriegseintritts.
 THOMAS SPECKMANN



Erik Larson: „Der Untergang der Lusitania“. Die größte Schiffstragödie des Ersten Weltkriegs. Aus dem Englischen von Regina Schneider. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2015. 462 S., geb., 25,- €.



Willi Jasper: „Lusitania“. Kulturgeschichte einer Katastrophe. be.bra Verlag, Berlin 2015. 208 S., geb., 19,95 €.

Jetzt bin ich erwachsen, und mein Mund ist leer

E-Book-Star: Was die Werke des Syrers Aboud Saeed über die Entwicklung von Literatur im digitalen Raum erzählen

In seiner Stockholmer Rede hat sich der Nobelpreisträger Patrick Modiano gefragt, wie wohl künftige Generationen eine Welt literarisch zum Ausdruck bringen werden, in der Facebook, Twitter und Google dem Einzelnen jenes Geheimnis nehmen, das bisher ein großes Romanthema sein konnte. Erstaunlich finde ich die Frage aus zwei Gründen. Erstens ist das Internet für viele nicht der Ort der persönlichen Offenbarung, sondern der öffentlichen Inszenierung einer konstruierten Identität: Wie in einem Gedicht, einem Roman, einer Kolumne kann ich „ich“ sagen, ohne mich zu meinen. Zweitens gibt es schon heute eine sogenannte „Literatur von morgen“, die sich aus den digitalen Kommunikationskanälen speist. Verfasst wird sie von Online-Autorinnen und -Autoren, die sich nicht am Geniebegriff, am geschlossenen Kunstwerk, an der Trennung von Fiktion und Fakt zu orientieren scheinen, sondern an den hierarchie- und subjektkritischen Positionen postmoderner Konzepte.

„Zur Hölle mit dem Strukturalismus, dem Dekonstruktivismus und der vertikalen Lesart von Prosagedichten“, protestiert der syrische Autor Aboud Saeed, „zur Hölle mit der Theorie vom Tod des Autors und der Realitätskritik.“ Obwohl Größenwahn Saeeds Stilmittel ist, suche ich vergeblich nach seinem Wikipedia-Eintrag. Der Berliner Digitalverlag mikrotext schreibt, Aboud Saeed sei 1983 geboren, habe in der nordsyrischen Kleinstadt Manbidsch als Schmied gearbeitet, lebe heute mit politischem Asyl in Berlin. Seit Beginn der syrischen Revolution postet er auf Facebook Anekdoten, Aphorismen und Lyrischen über die Plastikschuppen seiner Mutter, regimetreue Mädchen im Bikini, Bombenangriffe der Assad-Armee auf die Zivilbevölkerung.

Was fiktiv, was real ist, lässt sich schwer ausmachen. Als 2013 „Der klügste Mensch im Facebook“, eine Auswahl aus den „Statusmeldungen aus Syrien“, als Original-E-Book auf Deutsch erschien, fuhren ZDF-Reporter nach Manbidsch, fanden heraus, dass es Aboud Saeed tatsächlich gibt, und feierten ihn als „syrischen Bukowski“. Über Nacht ist der kraleelende Prolet, der sich ein Zimmer mit sieben Geschwistern teilt, der Star eines kleinen, rasch wachsenden E-Book-Fanclubs. Sein Debüt wird ins Spanische und Englische übertragen, in Anthologien aufgenommen, als Hörspiel, als Theaterstück umgesetzt und erscheint am Ende auch als gedrucktes Buch. Wer etwas über erfolgreiche Online-Literatur erfahren möchte, dachte ich damals, kommt um Aboud Saeed nicht herum.

Nun ist bei mikrotext sein zweites E-Book herausgekommen, wie das Erstlingswerk aus dem Arabischen übertragen von der Netzaktivistin Sandra Hetzl, „Lebensgroßer Newsticker. Szenen aus der Erinnerung“, eine Sammlung von Anekdoten, Gedankenspielen und Alltagsskizzen, stellt das Debüt des Autors nicht in den Schatten, sondern wirft vielmehr ein Licht auf die Frage, wie sich Literatur im digitalen Raum entwickelt.

Die Leserin erfährt, dass Aboud Saeed in seiner Kindheit auf Müllhalden nach Melonenresten suchte, zerlöchernte Socken und gefundene Schuhe trug, vor Wut „auf die Teddybärenkinder“ spuckte sowie „auf die syrischen Staatsmedien, auf Kravatten, Make-up, Pflichten. Auf Glühbirnen, Kerzen und den Sicherheitsrat. Jetzt bin ich erwachsen, und mein Mund ist leer.“ Das reale Leben ist mit dem virtuellen eng verwoben. Der Erzähler wächst mit Al-Qaida und dem Baath-Regime auf, besucht Internet-Bordelle, träumt, er wäre Gregor Samsa. Die lebenskluge Mutter, die weder lesen noch schreiben kann, fädelt derweil die Lebern ihrer im Bürgerkrieg getöteten Söhne wie Okraschoten zum Trocknen auf, „damit sie auch im Winter davon essen kann“.

Manche der achtunddreißig kurzen Texte sind der Leserin inhaltlich zu banal, formal zu kunstlos. Auch kann sie dem schalkhaften Ton der orientalischen Geschichten aus 1001 Bombennacht nicht immer etwas abgewinnen. Begeistert hingegen ist sie, wenn Aboud Saeeds allzu launige Lebensbeschreibung ins Absurde, Surreale, Phantastische umschlägt: Wenn

der Autor auf der Flucht aus Syrien den Anti-Helden eines Hollywoodzenariums imitiert. Wenn er im deutschen Exil den großen freien Hund in sich wachzurütteln versucht, der einst auf syrischen Müllhalden das Fleisch Husains und Mohamads fraß. Wenn er von einem richtigen Leben im falschen träumt, in dem die Bombe den älteren Bruder knapp verfehlt. „Ein Leben, in dem die Körpersprache die offizielle Sprache wäre und die Armee aus Musikbands bestünde. Ihre Waffen wären Klavier und Trompete und Rebab. Gefängnisse würden zu Theatern und Kinosälen, in denen ein stummer Kurzfilm von mir mit dem Titel ‚Lebensgroßer Newsticker‘ vorgeführt würde. Es gäbe Flüsse, und die Fische darin wären Bücher. Ich wäre ein großer wichtiger Schriftsteller. Meine Bücher wären Bücher in Haifischform, die Bücher von Hassan Blasim und Bukowski hätten die Form von Walen.“

Die Übersetzerin Sandra Hetzl und mikrotext-Verlegerin Nikola Richter wären gut beraten gewesen, wenn sie eine kleinere Auswahl aus den neuen Texten ihres Autors getroffen hätten. Zumal die Prosa den „Statusmeldungen aus Syrien“ inhalt-

e-LEKTÜREN

lich sehr nahe kommt, die nach wie vor erhältlich sind, denn E-Books sind im Unterschied zu Büchern fortlaufend verfügbar. In Syrien postet Aboud Saeed in Echtzeit Erträumtes und Erlebtes. Das ist witzig, lakonisch, poetisch. In Berlin versucht er, Erinnerungen an Erträumtes und Erlebtes zu verdichten. Und protokolliert doch einiges davon nur. Auch nimmt er in seiner Prosa nicht den eindrucksvollen Sprechgesang auf, der seine Facebook-Postings auszeichnet. Vielmehr inszeniert er eine Oralität, die oft recht reduziert wirkt: „Wofür all dieses Gelaber? Natürlich um letztlich wieder über mich selbst zu reden.“

„Der klügste Mensch im Facebook“ beeindruckt mich, weil das Geschehen wie erfunden wirkt und der Ich-Erzähler, „der eitle Aboud Saeed, der extrem eingebildet ist und sich für viel wichtiger hält als Mohammed Al-Maghout, Adonis und Lady Gaga“, wie eine beispielhafte Romanfigur. Fiktive Online-Kommunikation, experimentelle oder unterhaltsame E-Mail-Romane, welche die Tradition des Briefromans fortsetzen, kann man seit Jahren gedruckt finden. Nun werden viele Texte, die im Internet entstanden sind, Blogs, Facebook-Einträge und Tweets, kuratiert und als Original-E-Books publiziert.

Der Roman, der sich auf dem Buchmarkt zur Königsform entwickelt hat, weil sich mit ihm mehr Umsatz machen lässt als mit Erzählungen und Gedichten, ist für Blogger, Facebook-User und Twitterer nicht maßgeblich. Und Digitalverlage wie mikrotext setzen auf kurze Texte, die man auf dem Smartphone lesen kann. Formal durch monumentale Experimente wie „Finnegans Wake“, „Rayuela“ oder „Zettels Traum“ längst überwunden, könnte der Roman in der digitalen Literaturwelt hingegen untergehen, in der nicht-lineare, multimediale und kollaborative Erzählweisen erprobt werden.

Aber entsteht auf diese Weise anspruchsvolle Literatur? Oder sind die ästhetischen Konzepte interessanter als die literarischen Ergebnisse? Und welche andere Neuerungen bestimmen die E-Book-Welt? Wenn Sie darüber mehr erfahren möchten, dann lesen Sie hier demnächst weiter.
 ELKE HEINEMANN

Die Autorin, geboren 1961, lebt als Schriftstellerin und Publizistin in Berlin. Die erste Folge ihrer „E-Lektüren“ erschien am 1. April.

Aboud Saeed: „Lebensgroßer Newsticker“. Szenen aus der Erinnerung.

Aus dem Arabischen von Sandra Hetzl, mikrotext, Berlin 2015. Ca. 250 Seiten auf dem Smartphone, 5,99 €.

Aboud Saeed: „Der klügste Mensch im Facebook“. Statusmeldungen aus Syrien.

Aus dem Arabischen von Sandra Hetzl. Mit Nachwort und Glossar der Übersetzerin, mikrotext, Berlin 2013. ca. 250 Seiten auf dem Smartphone, 1,99 €.

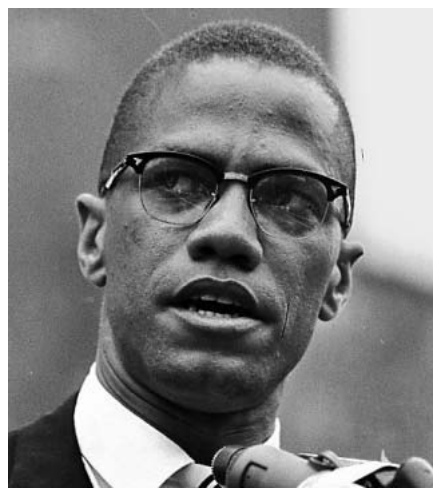
Er träumte den amerikanischen Albtraum

Galionsfigur der Black Muslims und Gegenspieler Martin Luther Kings: Eine Biographie von Malcolm X

In seiner berühmten Rede „I have a dream“ verkündete Martin Luther King 1963 Hunderttausenden am Lincoln Memorial und Millionen von Fernsehzuschauern seinen amerikanischen Traum von einer Zukunft der Rassengerechtigkeit. Malcolm X, der große Gegenspieler des Baptistepastors King im Kampf um die Rechte der schwarzamerikanischen Bevölkerung, hatte für den amerikanischen Traum und Kings Hoffnung auf gleichberechtigte Teilhabe an diesem Glücksversprechen nur Hohn und Spott übrig: Er sei kein Amerikaner, rief er seinem Publikum ein halbes Jahr nach Kings Rede zu, sondern eines der zwei- und zwanzig Millionen schwarzen Opfer amerikanischer Verlogenheit. „Ich sehe keinen amerikanischen Traum; ich sehe einen amerikanischen Albtraum.“

Während King in der Nachfolge Mahatma Ghandis predigte, jeder Art von Gewalt und Diskriminierung nur gewaltlosen Widerstand entgegenzusetzen, war Malcolm X in der Wahl seiner Mittel weniger zimperlich: „By any means necessary“, mit allen notwendigen Mitteln, und das heißt, notfalls auch mit Waffengewalt, müssten Freiheit, Gerechtigkeit und Gleichheit für die Nachfahren der Millionen aus Afrika verschleppten Sklaven erstritten werden, auf keinen Fall aber mit christlicher Feindesliebe. Martin Luther King schmähte er als „die beste Waffe, die der weiße Mann in diesem Land je bekommen hat“.

Beide Führer der schwarzen Emanzipationsbewegung haben die Kämpfe der sechziger Jahre nicht überlebt. King wurde möglicherweise von einem weißen Rassisten erschossen, die Ermordung von Malcolm X vor fünfzig Jahren geht auf das Konto der Nation of Islam, jener Glaubensgemeinschaft schwarzer Muslime, deren Ideologie von der Überlegenheit der schwarzen Rasse bis heute mit seinem Namen verknüpft wird. Zum Jahrestag des Attentats ist nun eine ausgezeichnete Biographie der deutschen Historikerin Britta Waldschmidt-Nelson erschienen.



Malcolm X im Jahr 1963

Foto AP

wendige Geld mit illegalen Wetten, Drogenhandel und Zuhälterei; er hat eine weiße Geliebte und wahrscheinlich einen homosexuellen Gönner. Doch mit einundzwanzig ist der Spaß vorbei: Der wegen seiner rötlichen Haare als „Detroit Red“ bekannte Malcolm wird zahlreicher Einbrüche überführt und zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt.

Während der Gefängnisjahre von 1946 bis 1952 kommt es in dieser an Kekehrwenden reichen Biographie zum dramatischsten Bruch. Die kanonische Quelle für Malcolms wundersame Verwandlung vom zynischen Kleinkriminellen zum disziplinierten Intellektuellen und gläubigen Muslim ist seine zusammen mit Alex Haley („Roots“) verfasste Autobiographie. Mit der Konversion zum Islam Ende 1948 streift Malcolm nach den Regeln seiner neuen Glaubensgemeinschaft den „Sklavennamen“ Little ab und ersetzt ihn durch das ikonisch gewordene „X“. Es steht zukunftsweisend für den „wahren“ afrikanischen Familiennamen und streicht all das durch, was man einmal gewesen ist: „Ex-Raucher, Ex-Alkoholiker, Ex-Christ und Ex-Sklave“.

Zwölf Jahre lang stellt Malcolm X seine Disziplin, sein Wissen, sein Charisma ungeschmälert in den Dienst einer Organisation, die mit ihrem Dogma von der Göttlichkeit der schwarzen Menschen („Volk von Shabazz“) und vom teuflischen Wesen der Weißen („blauäugige Teufel“) einen umgekehrten Rassismus lehrt und praktiziert – weiße Mitglieder gibt es keine, und „gemischtrassige“ Beziehungen sind auch hier streng verboten –, bis er ihrem Anführer Elijah Muhammad und seiner Entourage zu mächtig und zu unbottmäßig wird. Am 21. Februar 1965 wird er bei einer Kundgebung in Harlem von mehreren Gefolgsleuten Muhammads liquidiert.

Mit missionarischem Einsatz und unaufhörlich wachsender Medienpräsenz hatte Malcolm X aus der religiösen Splittergruppe eine gesellschaftliche Kraft gemacht, die am Ende nicht nur über Hunderttau-

sende von Mitgliedern und einen beachtlichen Reichtum verfügte, sondern auch die Politik maßgeblich beeinflusste. Denn je suggestiver er seine Empörung darüber, dass man die schwarze Bevölkerung Amerikas ihrer Menschenrechte beraubte, mit der anti-weißen Doktrin der Black Muslims verband, desto salonfähiger und erfolgreicher wurde die gemäßigte Bürgerrechtsbewegung um Martin Luther King.

Warum aber brauchte Malcolm X so lange, um sich schließlich von dem rassistischen Weltbild dieser seltsamen Sekte zu lösen? Nachdem er erneut konvertiert war, zum orthodoxen sunnitischen Islam, gab er 1964 zu Protokoll, die Pilgerfahrt nach Mekka habe ihn von seinem blinden Hass auf alle Weißen befreit. In der Folge ausgedehnter Reisen nach Afrika war es mehr denn je die panafrikanische Idee, die ihn politisch begeisterte, doch bekannte er sich nun gleichzeitig zum Respekt vor allen Menschen „unabhängig von ihrer Hautfarbe“ und verwarf „jede Form von Rassentrennung, jede Form der Diskriminierung“.

Die am Ende tödlichen Bande an den falschen Propheten erscheinen in diesem Buch, das auf so kunstvolle Weise die Biographie eines hochbegabten jungen Mannes aus der ambivalenten Geschichte seines Landes hervorgehen lässt, wie ein Kollateralschaden der jahrhundertalten Entwertung, Enteignung und Entrechtung der Afroamerikaner. Malcolm X, der sich mit dieser Leidensgeschichte identifizierte, erkannte zu spät, dass den Menschenrechten durch eine Aufspaltung der Menschheit nicht gedient ist.
 BETTINA ENGELS



Britta Waldschmidt-Nelson: „Malcolm X“. Eine Biographie.

C. H. Beck Verlag, München 2015. 387 S., br. 18,95 €.



FRANK SCHIRRMACHER, der im Juni letzten Jahres verstorbene Mitherausgeber dieser Zeitung, hat früh in eigenen Büchern und Artikeln vor gesellschaftlich-politischen Tendenzen gewarnt, die mit der rasanten Digitalisierung aller Lebensbereiche einhergehen. Und er lud namhafte Autoren dazu ein, diese Tendenzen in Beiträgen für das Feuilleton dieser Zeitung zu analysieren. Noch vor seinem Tod wurde mit dem Suhrkamp Verlag eine Publikation dieser Debattenbeiträge in Buchform vereinbart. Das Vorwort hat nun der Präsident des Europäischen Parlaments, Martin Schulz, begeistert, dessen Beitrag den Band auch eröffnet. Unter den weiteren Autoren: Gerhart Baum, Mathias Döpfner, Hans Magnus Enzensberger, Sigmund Gabriel, Katrin Göring-Eckardt, Neele Kroes, Jaron Lanier, Evgeny Morozov, Eric Schmidt, Wolfgang Strecek, Juli Zeh, Shoshana Zuboff u.a. (Frank Schirrmacher, Hrsg.: „Technologischer Totalitarismus. Eine Debatte“, Suhrkamp Verlag, Berlin 2015. 283 S., br., 15,- €.) F.A.Z.